Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1921

229 (1.10.1921) Die Mußestunde

Visual Library

die Kuh beißen wollte, da haben wir eine Frau gesehen, die hat die Kuh vertrieben. Wir haben alles gerettet, nur einen Strumpf und einen Schnürsenkel nicht . . ."

Kein Wunder, daß die Kinder vielfach ein mittelbares Bindeglied zwischen den alten und neuen Eltern, zwischen Menschen verschiedener Nationen wurden. Wie ein Symbol klingt es, wenn ein norwegischer Arbeiter einem deutschen, dessen Kind er pflegt, im Briefe das kameradschaftliche Du anbietet, eben weil sie trotz verschiedener Nationalität doch „Arbeiter und Kameraden" sind. Vielfach nistete sich die Anhänglichkeit der Kinder so ein, daß der Abschied schwer fiel, obwohl manche Pflegeeltern ein nicht geringes Opfer brachten. Das „Wiedersehen", das man beim Abschied zurief, war stets wörtlich gemeint.

So bilden diese Kinder deutscher Not vielleicht ein Stück Hoffnung an der Wende dieser unglücklichen Zeit. Ausgeschickt zur eigenen Rettung, bringen sie etwas zurück, was in Versöhnung und Niederbruch unschätzbar ist: Sympathie und Glauben an Deutschland! Darüber hinaus einen pädagogischen Gewinn: Sie tragen mehr als eine Heimat im Herzen, denn ihre zweite Heimat ist die Welt geworden. Sie entdeckten Neuland in Menschen und sahen, daß das Gute und Schöne nicht an das Vaterland gebunden ist. Es wird ihnen auch so klarer, wie manchem anderen der jetzigen Generation, warum man, dem Blute gehorchend, das Land seiner Muttersprache wie seine Mutter lieben muß."

Aus Welt und Wissen

Die „Dynastien" der neuen Welt. „Die Macht der Geldhdynastien ist heute größer als die aller Königs- und Herrscherhäuser. Sie haben die Gewalt über Leben und Tod auf der ganzen Welt. Es gibt eine Petroleum-Dynastie und eine Kupfer-Dynastie, eine Dynastie des Rindfleisches und eine der Kohle, Stahl- und Eisenbahn-Dynastien, die Dynastie des elektrischen Lichtes und des Gases, Dynastien von Tabak und Gummi, von Zucker, kurz, Dynastien, die all jene Stoffe in ihren Händen haben, die für das Leben des Volkes unbedingt notwendig sind." Diese Sätze finden sich in einem soeben erschienenen Buch von Mr. Henry H. Klein, das den Titel führt: „Das dynastische Amerika und die, die es regieren." Klein, der der erste Vorsitzende der Einschätzungskommission der Stadt Neuyork ist und daher in das Vermögen der Dollarkönige einen tiefen Einblick getan hat, beantwortet auch die Frage nach den reichsten Männern der Welt. Das Vermögen Rockefellers gibt er mit 2400 Millionen Dollars an. Außerdem enthält sein Buch noch genaue Angaben über 175 amerikanische Riesenvermögen, die alle mehr als 10 Millionen Dollars umfassen. Die größten Vermögen, die nach Rockefeller in Amerika gesammelt wurden, werden von Klein folgendermaßen angegeben: Andrew Carnegie mit 300 Millionen Dollars, Fregerick Weyerhäuser mit ebenfalls 300 Millionen Dollars, Charles N. Harkneß mit 170 Millionen Dollars, Oliver H. Payne mit 150 Millionen Dollars. Carnegie erwarb sein Vermögen durch Handel mit Stahl, Weyerhaeser durch Handel mit Holz, die Astors verdienten ihr Vermögen durch Terrainspekulationen, Harkneß und Payne durch Handel mit Petroleum. Der eigentliche „Oelkönig" Rockefeller aber steht an der Spitze aller dieser Dynastien. Er ist nach den Worten Kleins „der wahre Koloß von Rhodos, zwischen dessen gespreizten Beinen die Welt liegt. Die Rothschilds in Europa, die Guggenheims, Duponles, Vanderbilts und Astors, deren Familien zusammen jede ungefähr eine halbe Milliarde ihr eigen nennen, sind nichts gegen Rockefeller mit seinen fast 2½ Milliarden Dollars."

Mondnacht

Der Mond hat sein Gesicht ganz breit gezogen
Und lacht vergnüglich in die Welt hinein,
Vier weiße Wölkchen kommen angeflogen
Und tanzen vor dem Dicken Ringelreihn.

Die hellen Röckchen schweben durch die Sterne
Im wundersamen Mozart-Menuett,
Das weckt die Mitternacht, in dunkler Ferne
Steigt sie aus ihrem weißen Himmelbett.

Im Glanze ihrer blauen Sommerseide,
Des Sirius Feuer in dem schwarzen Haar,
Rauscht sie daher, und überall ist Freude
Und ist ein Tönen süß und wunderbar.

Nur unten auf der Erde qualzerbrochen
Hat sich ein Mensch in argem Gram versenkt;
Er hört den Holzwurm in der Türe pochen
Und zählt die Stunden, die ihm noch geschenkt.

Alphons Petzold
(in seiner neuen Gedichtsammlung „Einkehr". Verlag Ed. Strache, Wien, Leipzig).

Rätselecke

Zahlen-Rätsel

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen und ergeben:
1. 2. 3. 1. 4. 5. 2. 6.: Eine Insel im indischen Ozean,
7. 8. 6. 4. 1. 9. 4. 10. 11.: Ein weiblicher Vorname,
8. 11. 4. 12. 11. 13. 5. 11. 6. 14.: Eine deutsche Universitätsstadt
4. 13. 9. 4. 1.: Ein Tier,
13. 4. 3. 12. 11.: Ein Baum,
13. 11. 6. 7. 8. 11.: Ein Vogel,
11. 12. 14. 2. 6.: Ein männlicher Vorname,
6. 11. 1. 11. 12. 2.: Eine Blume.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen bekannten deutschen Dichter.

Reimergänzungsrätsel

Ein ungestörtes Glück verl — —,
Heißt Mondeslicht mit Netzen f — —,
Den Sonnenstrahl mit Ketten f — —,
Und Rosen fordern von den R — —.

Rätsel

Erst keucht er schwer daher mit a,
Dann macht er leichter sich mit i,
Und freut sich dessen dann mit u.

Anton Laufke-Karlsruhe.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 38. Woche

Rösselsprung:

Wenn leise dein Gewissen spricht,
Zum Lassen oder Tun dich mahnt,
Dann überhör die Stimme nicht,
In Demut folge und in Treue;
Denn sicher, ehe du's geahnt,
Erfaßt zu spät dich bittre Reue

Türschildrätsel: Aschefuhrmann

Ausschalträtsel:

K R E B S
S C H U H m a c h e r
G e s a n g

Rätsel: Bessel, Fessel, Kessel, Nessel, Sessel.

Richtige Auflösungen gingen ein: Karl Knapp, Anton Laufka, Lina Seifermann, Hella Daniel, Berthold Barth, Karlsruhe; Gustav Damm, Baden-Baden.

Witz und Humor

Der rechte Mann. Chef des Detektivbureaus: „Es sind hier manchmal recht diskrete Angelegenheiten zu bearbeiten! Ob Sie sich dafür eignen werden?" — Stellesuchender (selbstbewußt): „Ich mache alles; ich war vier Jahre in einer Wurstfabrik!" (Der Brummer.)

Wunder der Technik. „Was für hübsche Zähne gnädige Frau haben!" — „Sie schmeicheln!" — „Durchaus nicht! Ich bewundere die solide Arbeit."

Zu mißtrauisch. Dorfwirt: „Einige der Herrschaften können auf dem Heuboden schlafen, aber solche, die keine Vegetarier sind!"

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Geck u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 9a

Die Mußestunde
Zur Unterhaltung und Belehrung

39. Woche — Karlsruhe, den 1. Oktober — 1921

Schöpfung

Von Gerrit Engelke †.

Nicht Raum, nicht Zeit, nur Nacht und Nacht.
Nur Nacht von Nacht noch überdacht.
Ein trächtig Sausen wogend schwoll —

Da! plötzlich groß ein donnernd „Ich!" erscholl —
Da: Er! — Er saß in Nacht,
Und Er — Er war die Nacht.
Der Anfang war erwacht.
Er saß im Anfangsnachtgetreibe
Mit schwangerem Hirn und Leibe,
Um seinen Körper rauchte Schweiß.
Ein helles Strahlen ging aus seinem Kopf —
Und wurde dicht und hell: zum Silber-Mond-Kreis.
Aus seinen Augen fiel ein Lichtgetropf:
Und irrte wie im Dunkel:
Sterngefunkel.

Da scholl es wieder fürchterlich:
Das All-Gebär-Gebrüll: „Ich"!
Da riß er auf mit Händekrallen seine Stirn:
Und offen lag im Dampf: das rote Feuerhirn!
Er riß ein Stück heraus:
Er ballte eine Kugel draus,
Und hielt das Glühen in die Nacht.
Er hielt es in den Braus:
Die Sonne war erwacht.

Herbstgang

Ein Brief aufs Land. Von Franz Josef Götz (Karlsruhe).

Lieber Freund! Ich muß Dir ein Geheimnis offenbaren. Erschrick nicht, kein schlimmes. Und ob es ein Vergehen an unserer Freundschaft ist, magst Du selbst entscheiden. Aber da Du es mir just zum Vorwurf machst, mag und kann ich es nicht mehr für mich allein haben.

So höre denn: Du trafst in Deinem Brief das Rechte: ich habe n o c h einen Freund! Und ist diese andere Freundschaft schuld daran, daß Du vergeblich auf mich warten mußtest, da ich Dir versprochen hatte, Dich heimzusuchen.

Doch bitt' ich um Behutsamkeit in Deinem Urteil, als ob ich nun auch um des anderen willen Dich hintangesetzt.

Du meinst, das sei ein Widerspruch, das eine folge aus dem anderen. Ich bin dessen nicht so sicher. Ja — fast möcht ich wähnen, wir seien um so enger verbunden gewesen, da unser Körperliches noch fehlte. Oder steht das Fleisch über dem Geist — der Leib höher denn die Seele? Und haben unsere Seelen nicht zueinander gesprochen durch den ganzen, schönen Sonnentag? — So wie Du schriebst, daß Dein Empfinden in der Erwartung mich nicht ließ, so nicht das meine Dich in engem Zwiegespräch.

Und wie wundersam, daß dessen beide wir voll froher Gewißheit waren.

Ist aber Art und Namen meines anderen Freundes? Euer — K i r c h t u r m!

Noch eins: Du, er und ich — wir alle drei — haben einen gemeinsamen Vertrauten. Der heißt Draberg und ist Dir wohlbekannt und Eurem ganzen Dorfe.

Er sagt Euch „Grüß Gott" all Morgen, wenn Ihr nach dem Aufstehen den Fensterladen aufmacht und nach dem Wetter luget. Und er sagt Euch „B'hüt Gott" des Abends, wenn drüben, wo seine bogige Riesenbrücke ihren Pfeiler auf die Vogesenberge setzt, der glutige Sonnenball immer größer und größer wird und, noch einmal vor dem Scheiden, sein tiefrotes Herzblut ausgießt über die erschauernde Erde.

Und ich weiß einen Waldpfad, der im hintersten Zipfel des Gansbachtälchens; weißt Du, dort, wo das efeugrüne Heuhäuslein steht, anfängt, und auf dem breiten, tannenfaltigen Buckel unseres Vertrauten Draberg aufhört. 's ist eigentlich nur ein Vogelsteg, und so schmal und verstockt und moosig und still, daß ich wett', Ihr kennt ihn selber nicht, obwohl Ihr seine Nachbarsleute seid, oder höchstens einige von Euch.

Aber das Allerschönste sind doch die Augen dieses Steglein, die sich plötzlich auftun da und dort und wieder, mitten im dunkelsten Tannengrün.

Und was meinst Du, was immer und überall in diesen Vogelstegaugen widerspiegelt? — Euer — —Kirchturm!

Und was meinst Du, was durch die goldigen Tannenfenster dieses Vogelstegs hereinklingt? — Die Stimme Eures — — Kirchturms!

So wars schon jahrelang vor der Zeit der großen Not, so ist's noch heute. Und so ist mir Euer Kirchturm bekannt und vertraut geworden und mein Eigen, daß ich ihn im Stillen nur noch „mein Türmlein" nenne. Und so geht mir nahe alles, was in seinem Bann sich ereignet, und ist mir dies ein heilig Recht, ihn Freund zu heißen.

Hast Du Euern Kirchturm selbst schon einmal so recht genau betrachtet?

Er ist klein und zierlich und freundlich und lieb. Er hat ein grünes, spitziges Hütlein auf. Er ist in Eurem bergigen Landschaftsbild wie ein schlicht-köstlich Schmuckstück am hügeligen Busen einer schönen Frau.

Ist aber noch nicht alles.

„Mein Türmlein" kennt auch mich. Und weiß genau von meiner Liebe, die ich zu ihm trage. Drum hat's mir auch sein Geheimnis verraten, von dem ich nicht weiß, ob es außer mir noch jemand kennt. Das Geheimnis seiner „drahtlosen Telegraphie", deren Antenne es ganz oben an der höchsten Spitze trägt und deren Wellen es durch den blauen Wolkenkreis hinaufschickt bis zum lieben Gott, und manchmal auch zum Draberg hinüber und zu mir, wenn ich an meinem Auslug sitze.

So war's auch an diesem Tage, da ich Dich besuchen wollte, daß es mit leisem, silberdünnem Klingen zu mir sprach und mich verhinderte, zu Dir hinabzusteigen bis ins Tal.

Am frühen Morgen war ich über den Kamm herübergestiegen und hielt unter den weitausgebreiteten Armen der alten Tannenkönigin die erste Rast. Sie ist Dir wohlbekannt, und auch der moosbärtige „Lochen", der die Grenze scheidet und den Blick nach Nord und Süden.

Dann stieg ich, weg- und steglos, gegen Eure Seite ab. Undurchdringlich schien zuletzt das Holz, als wollt's der Menschenneugier wehren, ins Heiligtum der Schöpfung einzudringen. Mit leisem Schmerz faßt' ich die jungen Tannenhände und suche mir behutsam eine Bahn zu meinem — Vogelsteg.

Gleich rechts, bei einem scharfen Rank, wird mir der Ausblick frei.

Soweit er reicht, füllt Nebelgrau das Tal. Seine Menschen sehen nicht die goldene Sonne, die über ihnen lacht,

nicht die große Edelsteinschale des Himmels, die sich über ihnen wölbt. Es regnet nicht bei ihnen, und doch ist's naß und kalt, und fröstelnd schleichen sie durch ihre Gassen oder auf die feuchten Felder. Deren Stoppeln scheinen doppelt tot. Und Totenstille um sie her, kein Vogellied, stumpf und verdrossen Gruß und Gegengruß. Der Rabenschrei, das Drohen des Sturmes, die dann und je die Luft zerreißen, bringen die Verdrossenheit und Leere nur dem Bewußtsein näher. Was auch das Ohr vernimmt, wohin das Auge reicht, alles — grau in grau!

Wie anders hier oben, wo ich und der Schwarzwald sitzen, hier ist's wohlig warm. Weit über Tal und Höhen spannt sich azurn der Himmel. Mit selig-schmerzlicher Wehmut überglastet die Sonne die Wälder, die starrenden Felsen, die häldigen Waldwiesen mit den tiefen Augen der Herbstzeitlosen. Das Auge trinkt aus goldener Schale vielfarbene Herrlichkeit.

Und dann, plötzlich, kommt Bewegung in das weißgraue Nebelmeer der Täler. Leise fängts in ihm zu brodeln an, zu kochen und zu ziehen. Mächtige Schaumballen quellen auf, gerade, scharfe Dunststreifen schneiden hinein. Wie Brocken in einer riesigen Milchschüssel brechen erst unsicher, verschwommen, dann heller und klarer, die massigen Häupter der jenseitigen Höhen heraus. Durch einen schmalen Riß blitzt silbern der Talbach.

Und jetzt, langsam und zag, die Erde mit dem Himmel verbindend, grüßt mein — Euer — Türmlein herauf. Grüßt, winkt mir zu, und ich grüße es wieder.

Und schon ist die Verbindung da, das silberne Singen und Klingen, das Preislied der Heimat, das Märlein vom Herbst.

So manche Unterredung hatten wir schon miteinander gepflogen, mein Türmlein und ich. Aber selten hat es mich so tiefe Blicke tun lassen in das Seelenleben des herbstlichen Waldes. Es war, als ob das seine Stimmlein wieder gut machen wollte, daß so wenig Menschen die Elegie der sich zum Sterben mit Goldglanz schmückenden Blätter verstehen wollen.

„Sieh," sprach es zu mir, es geht dem Herbstwald wie einer hinsterbenden Mutter. Früher, im Prangen der Jugend, ward sie umschwärmt, gepriesen, mit Liedern gefeiert. Wie eine herrliche Blume, erfrischt durch den Tau, dankt sie es mit immer köstlicherem Aufblühen. Es wachsen ihr tausend Hände zum Geben, tausend Augen zum Strahlen, tausend Münder zum Beten und tausend Herzen zum Liebhaben. Schmeichelnd umdrängt sie die wachsende Schar ihrer Kinder: „Mutter gib! — Mutter gib!" Da nimmt die Mutter ihr Leben in ihre Hände und zerteilt es lächelnd unter sie, langsam, Stück für Stück. Und jedes nimmt seinen Teil und geht seiner Wege. Mit einem wehen Lächeln sieht sich die Mutter um: Ist nur der Jüngste zurückgeblieben und tastet nach ihrer Hand. Sagt nicht: „Mutter gib!" sondern einfach: „Mutter!" . . .

Nimmt die Mutter ein gülden Kästlein, tut es auf und wieder zu und legt sich zum Sterben.

Und war der Jüngste der Begnadetste von allen. Denn in dem Kästlein war das letzte Strählchen Sonnengold von ihrem Mutterauge, das letzte Lächeln ihres Mundes, von ihrem Herzen der letzte Schlag und der letzte Segen ihrer müden Hände. Ein Stücklein ihrer himmlischen Glückseligkeit . . .

So weiß der Schwarzwald auch, daß die Wenigen, die jetzt zu ihm kommen, seine eigentlichen Kinder sind. Und ihnen schließt er ein gülden Kästlein auf . . ."

Dann schwieg das Türmlein lange, und auch ich saß stumm und sprach kein einzig Wort. Ich schaute über den nassen Nebelbrodem hinüber auf die Berggipfel, die sich glänzenden Inseln gleich aus ihm hervorhoben.

Bis das Silberklingen wieder anhub.

„So wie hier ist's auch in Euerm Menschenleben. Unrast, Friedlosigkeit, liebeleere Kälte liegen schwer auf Euch.

Und statt Euch zu schützen, quält Ihr Euch noch und streut Euch Dornen auf den Weg. Erbarmungslos sitzt Ihr am Tisch des Ueberflusses und seht den Bruder Hungers sterben. Nur wenige steigen hinauf über die düstern Wolken, im goldenen Himmelslicht des reinen Menschentums zu wandeln. Der Blumen blühen so viel hier oben. Euer armes Leben Euch zu schmücken. Statt dessen legt Ihr Euch Kränze auf das G'r'a b. Ihr liebt den Herbst des Waldes nicht und laßt ein Leben lang in Euren Herzen Winter sein! Um wieviel besser wäre Euch, wenn Ihr wenigstens ab und zu hinaufstieget auf die Berge und lauschen würdet auf des Herbstes Sprache.

So sprach das Türmlein. Und noch viel mehr.

Und dann war's Abend.

Schon griff Großvater Draberg nach seiner dunklen Zipfelkappe und zog sie langsam über seinen Wälderkopf.

Da ging ich fort, mit vollem Herzen und mit schweren Sinnen. Und doch hätte ich kein einziges Wort jetzt reden können.

Mein lieber Freund! So kam's, daß Du vergeblich warten mußtest. . . .

Ein alt-neu Lied: Ich hab's gewagt

Von Alwin Rudolph.

Es sind jetzt 400 Jahre, daß dieses Lied Ulrich von Huttens, das Lied von der Tat und dem freudigen Wollen als Flugblatt gedruckt ins Volk geworfen wurde. Der Originaldruck aus dem Jahre 1521 ist uns noch erhalten und wird in der Staatsbibliothek in Berlin aufbewahrt. „Ich habs gewagt mit Sinnen und trag des noch kein Reu!" Goethe läßt seinen Faust in der Studierstube sich zu der Erkenntnis durchringen: „Im Anfang war die Tat!" Und diese Tat war es, die Ulrich von Hutten, den Revolutionär aus adligem Geschlecht aus den Ketten von Rittern und Heiligen befreit. Es war eine Zeit des Aufruhrs und der Aufrüttelung der Geister vor 400 Jahren. Das Mönchlein Luther, die „Wittenberger Nachtigall", konnte von dem Reichstag zu Worms stolz erhobenen Hauptes als Sieger heimziehen, die Bauern rannen gegen die Mauern ihre Zwingburgen, rissen sie ein und knüpften ihre Peiniger auf. Sie versuchten, sich von ihren Aussaugern zu befreien und legten damals den Grund, daß ihre Urenkel nunmehr schrankenlos das Volk auswuchern können. Und Ulrich von Hutten machte sich zum Sprecher und Sänger dieses Aufruhrs. In bisher unerhörter Kühnheit und doch in Reue für jeden Tag, da er nicht dreißig kühn gewesen, wandte er sich in Reden und Briefen, in Satiren und Versen gegen die volksfeindliche Klerisei, gegen ein räuberisches Rom, das gleisnerische Herrschertum mit dem Scheinheiligenschein, gegen junkerliche und geistliche Volksausbeuter. „Ich habs gewagt!"

Hutten machte sich sogar zu einem Fürsprecher des Klassenkampfes und forderte das Volk auf, gegen die Reichen zu Felde zu ziehen. Die Macht des Geistes und des Stimmzettels waren noch unbekannte Begriffe und das Volk verfügte über keine andern Waffen als Spieß und Hellebarde. In einer ein Jahr zuvor, 1520, entstandenen Flugschrift „Klagrede Huttens an alle hohen und niedern Stände deutscher Nation", die mehr als 1500 Verse zählt, ruft Hutten alle frommen „Teutschen" auf, Landsknechte und Reiter, mit freiem Mut den Aberglauben zu rügen und die Wahrheit ans Licht zu bringen, und wenn es nicht im guten gehen mag, „so muß es kosten aber Blut".

Drum her ihr Teutschen, nehmt ein Herz,
ihr habt gelitten großen Schmerz;
daß Müßiggänger sonder Zahl
in Freuden lebten überall,
die weder Leuten nütz' noch Gott,
des leiden ander Armuts Not . . .
Ist niemand; der darzu wöll tun?
Wohlauf ihr frommen Teutschen nun,
viel Harnisch haben wir und Pferd,
viel Hellebarden und auch Schwert,
und so hilft freundlich Mahnung nicht,
so wöllen wir die brauchen mit.

Er kämpft für politische, religiöse und soziale Freiheit gegen Fürsten und gegen die Tyrannen in Panzer und Kutte. Der Geist des Humanismus brach sich Bahn. Während bisher die Wissenschaft eine Sache der Kirche war, von ihr gehegt und bevormundet wurde, befreite sie sich jetzt von diesen Fesseln, hob auch aus dem Altertum die großen Goldschätze der Wahrheit und wurde eine Pflegstätte des städtischen Bürgertums. Die Städte hatten sich zu machtvollen Gemeinwesen entwickelt, zogen zu Felde gegen Brandschatzungen der Raubritter und befreien sich von der Tributpflicht der Klöster. Ulrich von Hutten hatte seine Schriften zuerst, wie es bis dahin üblich war, in lateinischer Sprache verfaßt, von Luther lernte er, daß man auch in deutscher Sprache schreiben könne und fand in der Muttersprache einen kostbaren Schatz und das unfehlbarste Mittel, sich dem Volke verständlich zu machen. Wieder ein Schritt, eine Tat,

die für die soziale Entwicklung ihre hervorragende Bedeutung haben sollte. Mit einem Bekennermut ohnegleichen stellte er sich zu den Armen, den ewig Betrogenen. Räuber und Großkaufleute, Wegelagerer, Juristen und Geistliche gelten ihm gleich viel, sind ihm die gleichen Plagen des ausgeplünderten Volkes:

Vor hat es an Vermahnung g'fehlt
und einem, der auch sagt den Grund,
kein Lai' euch damals weisen kunnt,
und waren nur die Pfaffen g'lehrt,
jetzt hat uns Gott auch Kunst beschert,
daß wir die Bücher auch verstehn.
Wohlauf, ist Zeit, wir müssen dran.

In Steckelberg bei Fulda, dem Stammsitz der Familie, hatte er sich eine eigene Druckerei errichtet. Von hier sandte er im Kampf gegen die Klerisei eine Schrift nach der andern an seine lieben „Teutschen". Den maßlosen Verfolgungen aber mußte er weichen, er wandte sich zunächst an seinen Freund Franz von Sickingen, bei dem er auf der Ebernburg im Nahetal, wo heute der beiden Denkmal steht, gastliche Aufnahme fand. Er hoffte, eine Freistatt gefunden zu haben und wiederkommen zu können. Aber um Gnade wollt ihr nicht betteln, mag es gehen oder brechen, denn „ein Herz läßt sich nicht tränken, das rechter Meinung ist". „Bin unverzagt; ich habs gewagt und will des Ends erwarten". In lateinischer Sprache dichtend hatte er Cäsars „jacta est alea" — Die Würfel sind gefallen — als ein Motto gewählt, das er sich der deutschen Sprache zuwendend, sinnfälliger in „Ich habs gewagt" übersetzte und auch in andern Liedern anwandte.

Ich habs gewagt! Es sind 400 Jahre, daß Ulrich von Hutten den Kampf führte gegen Not und Ausbeutung, gegen Knechtschaft und Dunkelmännertum. Ihm war bewußt, die Tat eines aufrechten Mannes, eines starken Willens werde den Anstoß geben für eine Weltwende. Er hat es nicht vermocht und hat krank und gebrochen der größeren Macht weichen müssen. Die Menschheit ward der Ketten nicht ledig und schleppte sich weiter in die Knechtschaft des Kapitalismus, bis aus den Reihen der Geknechteten selber die Männer aufstanden und sich den Wahlspruch Ulrich von Huttens zu eigen machten. Nach unsäglichen Mühen und Opfern hat es jetzt die Arbeiterschaft selbst in der Hand, sich ihr Geschick zu gestalten.

Für unsere Frauen

Herbst!

Ein kühler Nachmittag! Ich gehe in den Wald. Vor einem großen Teich mache ich halt und setze mich auf den Rasen unter einem großen Baum. Ein Blatt rieselt vom Baum und bleibt auf meiner Hand liegen. Es ist braun und verknistert. Ein Gedanke durchzuckt mich! Herbst! Während ich noch sinne, höre ich ein Geflüster. Auf einem großen Stein sitzen zwei Blindschleichen. „Du," sagte die eine, „es wird Herbst". „Ja, Schwesterlein," sagt die andere traurig, „bald müssen wir unser kurzes Dasein aufgeben." Damit schlüpfen sie fort. — Der Teich vor mir liegt so öde da. Ein aufgescheuchtes Häslein eilt an mir vorüber. Ein banges, einsames Gefühl beschleicht mich. Langsam wende ich mich nach Hause. Eine Bauersfrau kommt mit einem Korbe voll rotbackiger Aepfel an mir vorüber. Herbst an allen Ecken und Enden. —

Gertrud Heilmann-Karlsruhe (Schülerin der 7. Klasse).

Deutsche Kinder in Skandinavien

Julius Zerfaß gibt im neuesten Heft der „Glocke" einen anschaulichen Bericht über den praktischen und ideellen Wert des Ferienaufenthalts der deutschen Kinder in Skandinavien. Aus dem außerordentlich lesenswerten Artikel entnehmen wir folgende Stellen: „Der Segen dieses Hilfswerkes läßt sich heute in seinen vollen Wirkungen kaum erfassen. Einen kleinen Einblick aber lassen uns die Briefe tun, die, aus 25 000 ausgewählt, Walter Georgi in dem verdienstvollen Verlage Eugen Diederichs in Jena in einem Bande veröffentlicht hat: **Briefe deutscher Ferienkinder aus Skandinavien.**

Beschränken sich diese Zeichen eines einzigartigen herrlichen Unternehmens auch nur auf Skandinavien einschließlich Finnland und vermögen die Auszüge aus den 25 000 Briefen auch nur ein stark verkleinertes Bild zu geben, so genügt es doch, einen Blick in ein Stück Geschehen zu werfen, den wir nicht ohne Rührung und Dankbarkeit abwenden können. Was uns zunächst aus dem selten schönen Buche entgegenleuchtet, ist die gute alte Erkenntnis, daß die Liebe alles, auch das kleinste Menschenwerk mit der Krone der Unvergänglichkeit schmückt. Wie viel an kleinem Wohltun durch ein gutes Essen, ein sanftes Bett, ein wenig Ruhe, vorübergehende Sorglosigkeit und Heiterkeit, an kleinen Ueberraschungen und Liebkosungen ging an den Tausenden von Kindern in Gegenliebe, als Saat für edle Menschlichkeit auf! Junge Menschenkinder, aufgeschossen im Schatten düsteren Mangels, der Verhärmung, oft genug den Erschütterungen täglicher Kriegstragik und -verrohung ausgesetzt, sehen die Welt plötzlich im neuen ungeahnten Licht, im Glanze von Fröhlichkeit und Fülle und Menschen in der Freude ihrer täglichen Arbeit. Ein Wunder, eine Märchenüberraschung tut sich vor ihnen auf. Nach kurzer Zeit sieht Heimweh, und das Neue wird für sie zum Selbstverständlichen, zum Gültigen, zur Forderung. Die Heimat mit ihrer drohenden Not, ihren unerquicklichen Bedingtheiten erscheint ihnen, die endlich Kinderland gefunden, trauriges Rückkehrziel. Nicht selten erklingt der Ruf an die Eltern: Rettet euch in dieses Land, in dem es so viele gute Menschen und keine Not gibt!

Traurig ein Land, das seinen Kindern nur Not bieten kann . . . Es ist nicht ohne Tragik für uns, diese Briefstellen zu lesen:

„Hier bekommen Katzen und Hunde besseres Essen als wir in Deutschland."

Ein 12-Jähriger schreibt:

„Ich habe soviel Geld hier verdient, daß ich Dir etwas beistehen kann. Jetzt sehe ich erst, wie schlecht es mit Deutschland steht, dazu muß man im Ausland sein. Ich habe mir ausgedacht, was ich vielleicht machen will, nämlich die Mitte der Sahara mit einem Flugzeug entdecken, und dann will ich dem Vaterlande helfen."

So sehr sich an diesen wenigen Zeilen der deutsche Notstand wie an einem Barometer ablesen läßt, so gibt doch die Frische, die Lust am Zugreifen, die aus diesen Worten und auch zahlreichen anderen Briefen spricht, dem Optimisten recht, der sagt: Es ist ein Kern in unserer Jugend trotz allem Kriegseinfluß, der uns an die bessere Zukunft unseres Volkes glauben heißt. Beweis hierfür treten die Briefe auch sonst in mancher Beziehung an. Einmal durch die Tatsache, daß man vom Anfang bis zum Ende der Briefe so dankbare und für das Gute empfängliche Kinder kennen lernt, die auch meistens sogleich sich einen Platz in den Herzen ihrer Pfleger eroberten und nicht lediglich aus Mitleid Sympathien fanden. Man kann ruhig sagen, daß die Hilfsbereitschaft sich meist in Liebe und vielfältige Beschenkung umsetzte, die materiell Millionenwerte umfaßt und einen ideellen Valutagewinn darstellt, der nicht nach Zinsen — die sich an fremder Liebe aus Jammer und Harm zur Freude berechnet werden kann. Vielleicht wird aus dieser Generation, Dankbarkeit emporranken, etwas vom besten Geist der Menschenliebe zur Entfaltung und Erhebung deutschen Charakters ausgehen. Und wenn solche Jugend auch nur den Gärstoff bildet, ist sie schon eine Hoffnung.

Aber noch ein Weiteres berechtigt zur Hoffnungsfreudigkeit gegenüber dieser Jugend. Und das ist ihre Munterkeit, Aufgewektheit, ihre frische Empfänglichkeit, mit der sie das Erlebnis ihres Ferienaufenthalts im fremden Lande aufnahmen. Wie leicht sind Menschen geneigt, die Großstadtjugend nach engherzigem Moralistenurteil zu kennzeichnen: frühreif, frech, ungezogen, vernachlässigt und verlaut. Wenn es einer Ehrenrettung der geweckten Großstadtjugend bedurft hätte, in den Briefen wäre sie reichlich enthalten. Beim Lesen erkennt man sofort den wahren Sinn und die ganz eigenmächtige Gestaltungssucht, oft mit einem Stich ins Komische. Aber die Dinge sind da, um sie zu meistern. Es ist meist Frische, wo man Frechheit, schnelles kindliches Urteil, wo man Frühreife oder Vorlautsein vermutet. Einzelne Erlebnisbeschreibungen atmen eine Ursprünglichkeit und Ausdrucksfähigkeit, die den subalternen Schulaufsatz glücklicherweise hinter sich lassen. In vielen Fällen prangt aber das Erlebnis in ein paar frisch hingeworfenen Sätzen und man denkt förmlich an die sich wohlig sonnende Katze, wenn man diese Sätze eines 8½jährigen Jungen liest:

„Liebe Mutter, mir get es gut und kri schukulade und kri bombomz und kri kekze und ich konn mit die Katze spielen und wen man ein stik papier schmeizt, den spielt sie und nach das stik papier da rennt sie."

Eine Reisebeschreibung sieht so aus:

„Auf der Fahrt habe ich sehr gefroren, wir mußten sehr lange auf das Schiff warten im Regen. Die Seekrankheit ist furchtbar, von 600 Kinder sind 580 sehrkrank geworden, sie haben alle hingebrochen wo sie standen, der arme Schiffsaubermacher . . ."

Wem geht nicht das Herz auf, wenn er diesen tragikomischen Erguß eines elfjährigen Mädels liest:

„Nur eins betrübt mich, und zwar, daß Vater noch keine Arbeit hat, deshalb habe ich gestern abend im Bett zum Steinerweichen geweint, aber es ist nun mal nicht anders und wir müssen uns trösten, immer wird es ja nicht so sein. Es ist doch schrecklich, wenn jemand arbeitslos ist. Meine lila Wadenstrümpfe sind jetzt hin, denn eine Kuh hat mir beim Baden einen Strumpf gefressen und war dabei meinen Schuh zu fressen. Wir sind ganz nackend fortgerannt, weil